

BOYD MORRISON
Die Roswell-Verschörung



GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

Seit dem vermeintlichen UFO-Absturz 1947 in Roswell ranken sich zahllose Legenden und Verschwörungstheorien um die kleine Stadt in New Mexico. Fay Turia hat das Flugobjekt als kleines Mädchen gesehen – und nicht nur das, sie konnte auch eines der Wrackteile an sich nehmen. Dieses mysteriöse Artefakt droht ihr 60 Jahre später zum Verhängnis zu werden, als zwei bewaffnete Männer sie in ihrem Haus überfallen. In letzter Sekunde gelingt es Tyler Locke, dem ehemaligen Kampfsingenieur der US-Armee, die alte Dame in Sicherheit zu bringen. Fay weiß, dass ihre Verfolger hinter dem Wrackteil her sind, und engagiert ihren zunächst skeptischen Retter, das Geheimnis rund um die Ereignisse von Roswell zu lüften. Auf der Suche nach den Drahtziehern des Überfalls kommt Tyler dem russischen Exspion Wladimir Koltschew auf die Spur. Dieser wurde einst unehrenhaft aus dem Geheimdienst entlassen und versucht nun, seine Ehre wiederherzustellen. Sein tödlicher Plan: die USA durch einen Angriff mit einer übermächtigen Waffe zu schwächen. Um sie fertigzustellen, fehlt ihm nur noch eins: das geheimnisvolle Objekt, das Fay Turia einst an sich nahm

Weitere Informationen zu Boyd Morrison
sowie zu lieferbaren Titeln des Autors
finden Sie am Ende des Buches.

Boyd Morrison

Die Roswell-
Verschwörung

Thriller

Übersetzt
von Max und Otto Merkatz

GOLDMANN

Die englische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
»The Roswell Conspiracy« bei Sphere,
an imprint of Little, Brown Book Group London

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Oktober 2013
Copyright © der Originalausgabe 2012 by Boyd Morrison
Published in agreement with the author c/o
Baror International, Inc., Armonk, New York, USA
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: FinePic, München
Redaktion: Antje Steinhäuser
MR - Herstellung: Str.
Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-47943-6
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für meine angebetete Randi

PROLOG

23. Juli 1918

Iwan Dombrowski stapfte durch den Sumpf und hielt nur ab und an zum Verschnaufen inne. In der Ferne hörte er Spürhunde heulen. Sie hatten es schwer, denn über der Gegend lag ein entsetzlicher Fäulnisgeruch. Er fasste kurz nach dem Holster, in dem sein Revolver steckte, um sich zu vergewissern, dass er sich nicht gelockert hatte. Wenn die Zeit gekommen wäre, würde er den Nagant brauchen, um für seinen Zaren zu kämpfen.

Die Wolkendecke riss kurz auf. Er duckte sich, damit er im Licht des Vollmonds nicht zu sehen war. Kaum hatte der Regen aufgehört, umschwirrten ihn Schwärme von Stechmücken und Bremsen, aber mit einem Netz vor dem Gesicht und von Kopf bis Fuß in wollene Kleidung gehüllt war er vor den Blutsaugern geschützt. Er fand sich damit ab, dass er schweißgebadet war, denn er erinnerte sich nur zu gut daran, wie die Hälfte seiner Leute auf dem Weg in diese gottverlassene Gegend Sibiriens von den Insekten in den Wahnsinn getrieben worden war.

Als das Regenrauschen verstummte, meinte er, in der plötzlichen Stille sein Herz laut pochen zu hören. Vorsichtig hob er den Kopf und suchte die Umgebung ab. Wassili Susdalew, der Mann, den er verfolgte, musste ganz in seiner Nähe sein. Die Spuren im Schlamm konnten nur bedeuten, dass sie einander umkreisten und er ihn wegen des lauten Regens nicht gehört hatte.

Um ihn herum vermoderten achtzig Millionen Baumgerippe wie mit der Sense umgelegt im Sumpf. Obwohl er sich schon über eine Woche in der Todeslandschaft Tunguska aufhielt, hatte er sich noch nicht an den Anblick der unglaublichen Zerstörung gewöhnt. Die einheimischen Ewenken berichteten, das zehn Jahre zurückliegende Ereignis – ein greller Blitz und ein Donnerschlag, der so laut gewesen war, als hätte man eine Million Kanonen gleichzeitig abgefeuert – habe nur wenige Sekunden gedauert. Nach seiner Schätzung betrug der Radius des betroffenen Gebiets, vom Mittelpunkt der Explosion aus gemessen, zwanzig Kilometer, entsprach also einer Fläche, die größer war als Moskau. Ihm war keine Substanz bekannt, die über eine solche Sprengkraft verfügte. Dabei war trotz des in der Menschheitsgeschichte einmaligen Ausmaßes der Verheerung anscheinend niemand ums Leben gekommen, vermutlich, weil die Gegend so dünn besiedelt war.

Wassili Susdalew stand im Dienst der Bolschewiken. Er hatte zwei Jahre zuvor ein Metall in der Tunguska entdeckt, das bisher an keiner anderen Stelle der Erde gefunden worden war. Zufällig wurde die Probe bei Labortests zerstört, deshalb war er mit einer neuen Expedition nach Sibirien zurückgekehrt, um sein Glück noch einmal zu versuchen. Iwan Dombrowski hatte den Auftrag, die Proben an sich zu bringen, bevor Wassili Susdalew damit nach Moskau zurückkehren und das Schicksal Russlands besiegeln konnte. Dombrowski war fest entschlossen, den Kommunisten das Metall nur über seine Leiche zu überlassen. Sie waren für den Tod seiner Frau und seiner Tochter verantwortlich. Er würde zu verhindern wissen, dass sie auch sein Vaterland zerstörten.

Die Wolken zogen erneut vor den Mond, und wieder prasselte der Regen nieder. Iwan warf einen letzten Blick um

sich, dann wuchtete er sich auf den Baumstamm, hinter dem er gekauert hatte, und rannte auf ihm entlang, um sich nicht durch den Sumpf quälen zu müssen. Am zersplitterten Ende angekommen wollte er auf den nächsten Stamm springen, doch in diesem Augenblick schoss eine Hand in die Höhe und griff nach seinem Stiefel. Er stürzte und fiel rückwärts in den Morast.

Im Handumdrehen kniete Wassili Susdalew auf seinem Brustkorb, schnürte ihm die Luft ab und angelte nach dem Nagant. Iwan Dombrowski wehrte sich mit einer Handvoll Schlamm. Der Bolschewik war noch damit beschäftigt, sein Gesichtnetz freizuwischen, um wieder sehen zu können, da hatte ihm sein Gegner schon einen Faustschlag gegen den Hals versetzt. Er sackte zusammen. Iwan Dombrowski rollte zur Seite, zog seine Pistole und stand taumelnd auf, die Waffe auf seinen keuchenden Gegner im Schlamm gerichtet. Der war keine Bedrohung mehr, dachte er. Der Bolschewik musste unbewaffnet sein, sonst hätte er ihn schon längst erschossen.

Wieder Hundegebell. Es war noch näher gekommen, und nun waren auch die Rufe der Begleiter zu hören.

»Wo hast du es?«, herrschte er den Bolschewiken an.

Der hockte sich hin und spuckte Schlamm aus.

»Es nützt dir sowieso nichts.«

»Irrtum. Wir werden daraus eine mächtige Waffe für den Zaren machen ...«

»Der Zar wurde hingerichtet, zusammen mit seiner ganzen Familie.«

Iwan Dombrowski kniff die Augen zusammen. »Was soll das heißen?«

Die Wolken öffneten sich wieder, und er konnte sehen, dass Wassili Susdalew im Schatten seiner Kapuze lächelte.

»Es soll heißen, die Romanows gibt es nicht mehr. Es ist nur

eine Frage der Zeit, bis die glorreiche Revolution unser Land in ein Arbeiterparadies verwandelt hat.«

»Woher willst du wissen, dass der Zar tot ist?«

»Ein enger Vertrauter Lenins weiß viel. Die Erschießung war für die Nacht des 18. Juli festgesetzt.«

Vor knapp einer Woche. Wassili Susdalew konnte durchaus die Wahrheit sagen. Es würde eine Weile dauern, bis ihn die Nachricht hier draußen erreicht hätte. Umso wichtiger war es, dass er den Gesteinsbrocken in seine Gewalt brachte. Wenn der Fund in die Hände der Roten fiel, würde die kommunistische Revolution womöglich nicht auf Russland beschränkt bleiben.

Das Bellen zweier Hunde, die auf eine heiße Spur gestoßen waren, drang zu ihm.

»Ich weiß, dass du noch ein weiteres Stück Xenobium gefunden hast. Sag mir, wo es ist, und ich töte dich, ohne dass du leiden musst.«

»Ich habe es vor einer Stunde versteckt. Du findest es nie.«

Anstelle einer Antwort schoss Iwan Dombrowski seinem Gegner ins linke Knie. Der stieß einen Schmerzensschrei aus. Die Hundeführer feuerten ihre Tiere an.

»Du lügst.«

Mit Sicherheit hatte sein Gegner das Stück nicht auf seiner nächtlichen Flucht versteckt. Wie hätte er es unter den unzähligen identischen toten Baumstämmen wiederfinden wollen? Er musste es noch bei sich haben.

In einem Loch des Stammes erspähte Iwan Dombrowski den Tornister seines Feindes. Er durchsuchte ihn, die Waffe auf den Bolschewiken gerichtet. Was er suchte, war nicht darin. Auch Wassili Susdalews Taschen waren leer.

»Wo ist es?«, schrie er und schoss in das andere Knie seines Gegners. Ein weiterer Schmerzensschrei. Nicht weit entfernt aufgeregte Rufe der Hundeführer. Fast waren sie bei ihm.

Da sah er im Mondschein ein Glitzern. Wassili Susdalew folgte dem überraschten Blick seines Gegners und wollte nach dem Stein greifen. Zu spät. Iwan Dombrowski trat ihm auf die Hand, hob den Stein auf und wischte ihn an seinem Ärmel ab. Wie ein Kiesel lag das schimmernde Stück Xenobium in seiner Hand.

Wer ihm sein Geheimnis entwand, würde die Welt beherrschen.

Er bückte sich und riss seinem Gegner Netz und Kapuze vom Kopf. Hasserfüllt sah der Bolschewik ihn an, als die gefräßigen Insekten über ihn herfielen.

»Ich habe dich gewarnt, *Towarischtsch*«, zischte Iwan sarkastisch. »Hättest du deinen Mund aufgemacht, müsstest du jetzt nicht leiden, wie meine Familie leiden musste.«

Wassili Susdalew wollte sich auf ihn werfen, heulte aber vor Qual auf, als seine Beine ihm den Dienst versagten.

»Leute wie dich wird es bald nicht mehr geben!«, schrie er, wobei er sich gegen die Mücken in seinem Gesicht zu wehren versuchte, denn selbst die Schlammsschicht schützte ihn nicht. »Du kannst den Lauf der Geschichte nicht aufhalten!«

Iwan würdigte ihn keiner Antwort. Er steckte das Xenobium ein, holte den Proviant aus dem Tornister seines Feindes und überließ den fluchenden und sich vor Schmerzen windenden Bolschewiken den Schrecken Sibiriens. Ohne etwas zu essen und Dutzende Kilometer von der nächsten Siedlung entfernt würde sein Leben qualvoll enden.

Keine fünf Minuten später hatten die Hunde Iwan Dombrowski gefunden. Ihr Führer musterte ihn misstrauisch, das Gewehr in der Hand.

»War Ihre Idee erfolgreich?«

Iwan nickte. »Die Hunde haben ihn direkt zu mir getrieben. Unsere Aufgabe ist erfüllt.«

Sobald sie im Lager waren, würde er das Xenobium in einen Bleibehälter legen.

»Und nun kehren wir nach Jekaterinburg zurück und retten den Zaren?«, fragte der Mann.

Iwan würde überprüfen müssen, ob der Zar tatsächlich nicht mehr lebte. Traf die Behauptung zu, wäre es eine reine Zeitfrage, bis die Roten als Sieger aus dem Bürgerkrieg hervorgingen.

»Vielleicht nicht, mein Freund. Es könnte sein, dass wir einen anderen Weg einschlagen müssen.«

Als er seine Leute wegführte, wälzte er in Gedanken bereits einen neuen Plan. Das Xenobium musste unter allen Umständen außer Reichweite der Kommunisten bleiben. Statt mit der Transsibirischen nach Westen in Richtung Moskau würden sie nach Osten in Richtung Wladiwostok und von dort nach Amerika fahren.

QUEENSTOWN

1. KAPITEL

Gegenwart

Das Hotel hieß Schneefarm, und die dicke Schneedecke auf den Hügeln bis hin zu den felsigen Bergspitzen in der Ferne schien diesen Namen rechtfertigen zu wollen. Beim Durchqueren der Lobby schloss Tyler Locke den Reißverschluss seiner Lederjacke und zog Handschuhe an. Die Morgensonne schien zwar, aber es waren zehn Grad unter null, weniger als er im Juli gewohnt war. Er grüßte den Pagen und trat hinaus in die eisige Luft. Das Weiß blendete ihn so sehr, dass er seine Sonnenbrille aufsetzen musste. In der Ferne sah er Skiläufer in Grüppchen die geglätteten Hänge hinunterfahren. Hinter sich hörte er das Jaulen von Motoren, die auf einer Rennstrecke ihr Äußerstes geben mussten.

Ein silberner Audi S4 bog um die Kurve, in der sich der Schnee türmte, den die Fräsen des Hotels beiseitegeräumt hatten. Der Wagen rutschte erst in die eine Richtung, dann in die andere und wirbelte dabei weiße Schneefontänen auf. Mit heulendem Motor näherte er sich dem Hoteleingang. Fast schien es, als würde er an Tyler vorbeifahren, doch mit Hilfe seines ABS kam er genau auf seiner Höhe schlitternd zum Halt.

Die Fahrertür flog auf, und ein Schwarzer sprang heraus. Grant Westfield war fünf Zentimeter kleiner als Tyler, gebaut war er aber wie ein Panzer, und er bewegte sich wie ein Ferrari. Tyler hätte sein braunes Haar abrasieren und das Vierfache an

Zeit mit Gewichtheben verbringen können, er hätte trotzdem nur halb so beeindruckend ausgesehen wie sein Freund. Nicht dass Grant in diesem Augenblick irgendwie furchterregend wirkte. Im Gegenteil. Tyler musste laut über den orangefarbenen Parka lachen, in den Grant seine hundertfünfundzwanzig Kilo Muskeln gequetscht hatte. Er sah aus wie ein gigantisches Michelinmännchen.

»Wo hast du den denn her?«, fragte er schließlich.

Grant klopfte auf den Wagen und strahlte. »Cooles Teil, was? Ich habe die Jungs auf dem Testgelände rumgekriegt, sie haben ihn uns für einen Tag geliehen.«

Die Southern Hemisphere Proving Grounds zwischen Wanaka und Queenstown in den Bergen der Südinsel Neuseelands waren bei Herstellern beliebt, die ihre neuen Modelle einem Härtetest unter Winterbedingungen unterziehen wollten, wenn in den USA, Japan und Europa die Sonne schien. Tyler und Grant hatten einen hochgeheimen Hybridprototyp bei kaltem Wetter getestet. Sie waren fertig mit ihrem Job und mussten nur noch einen letzten Termin wahrnehmen, bevor sie sich ein paar Tage Urlaub gönnen und den Abenteuern widmen wollten, für die die Umgebung von Queenstown berühmt war. Skilaufen würde allerdings nicht dazugehören, denn Grant hasste Kälte.

»Das Auto ist großartig«, bestätigte Tyler, »aber ich habe eigentlich deinen atomar beheizten Parka gemeint.«

Grant streckte die Arme zur Seite aus und schob dann die schwarze Skimütze auf seinem kahl geschorenen Schädel zu recht.

»Das Ding ist unglaublich. Vor diesem Parka hat sogar die Antarktis Angst. Gefällt er dir?«

»Also, ich fürchte, wenn ich länger als eine Stunde neben dir sitze, macht mich die Strahlung so kahl wie dich.« Er um-

rundete die Motorhaube des Audis, aber Grant stellte sich ihm in den Weg.

»Was hast du vor?«

»Ich fahre.«

»Den Teufel wirst du tun. Ich habe das Ding organisiert, also darf ich fahren.«

»Wann hast du das letzte Mal bei Schnee hinterm Steuer gesessen?«

»Vor zwei Jahren. In Whistler, wo wir den Job bei den Winterspielen hatten.«

»Genau«, kam es von Tyler. »Da hast du die Stoßstange meines Cayennes abgerissen.«

»Reines Pech. Hätte jedem passieren können.«

»Auf dem Parkplatz des Wohnblocks?«

Grant zuckte nur mit den Schultern. »Dann kommt das hier gerade richtig, ich muss üben. Allradantrieb, eine astreine Schneebereifung und dazu noch eine elektronische Stabilitätskontrolle.«

»Zehn Airbags.«

»Richtig! Sicherer geht es nicht. Was wünschst du dir noch mehr?«

Als Tyler merkte, dass Grant nicht klein begeben würde, stapfte er zurück zur Beifahrerseite und stieg ein. Noch bevor er seinen Gurt angelegt hatte, trat Grant aufs Gas, und sie schleuderten die Straße hinunter.

»Wohin?«, fragte Grant.

»Wenn wir zur Landstraße kommen, links. Die Farm liegt nördlich von Queenstown. Laut der Karte meines Handys nicht länger als eine Stunde von hier, selbst bei deiner Fahrweise.«

»Mann, ich kann es nicht glauben, dass wir tatsächlich zu dieser Frau fahren.«

»Bist du denn gar kein bisschen neugierig, was sie uns auf-tischen wird?«

»Neugierig? Sie muss doch eine kleine Meise haben. Fünf-undsiebzig Jahre alt und behauptet, sie hat 1947 bei Roswell ein Raumschiff abstürzen sehen und besitzt ein Stück des Wracks. Glaubst du wirklich, dass sie mit etwas anderem als einem unidentifizierbaren Stück Schrott aufwarten kann? Wenn sie Fantasie hat, stammt es wenigstens von einem Buick aus dem Jahr 1947. Wer ist sie überhaupt?«

»Sie heißt Fay Turia, geborene Fay Allen. Bis zu ihrem elften Lebensjahr lebte sie auf einer Ranch in der Nähe von Roswell, New Mexico. Dann wurde ihr Vater Verwalter auf einer Schafstation in Neuseeland. Die ganze Familie zog um, und seither hat sie nicht mehr in den USA gewohnt.«

»Hast du sie überprüft?«

»Soweit ich konnte. Sie hat mir eine Kopie ihrer Geburtsurkunde per E-Mail geschickt. Sie ist in Roswell geboren. Das Dokument ist echt.«

»Sie hat also dort gewohnt. Warum will sie ausgerechnet uns den Auftrag geben?«

»In unserem Gespräch begründete sie ihre Wahl damit, dass wir weltweit führend in Sachen Flugzeugabstürzen sind.«

»Da hat sie recht. Wenigstens auf dem Gebiet scheint sie Ahnung zu haben.«

Gordian Engineering war von Tyler gegründet worden, der seinen Doktor am Massachusetts Institute of Technology gemacht hatte. Inzwischen hatte er den Vorstandsvorsitz gegen die Rolle des Chefs für Sonderaufträge eingetauscht. Das versetzte ihn in die Lage, die Projekte selbst zu bestimmen, denen er sich widmen wollte. Sein Freund Grant war der beste Elektroingenieur des Unternehmens. Ihre Qualifikationen ergänzten sich hervorragend, so dass sie ein breites Spektrum

an Aufgaben übernehmen konnten, zu denen unter anderem die forensische Unfallsanalyse gehörte, Abriss, Schadensverhütung und das Testen von Fahrzeugen.

Fay Turias Anfrage war ein Sonderfall. Meistens wurden sie von großen Konzernen angeheuert, die sich ihre Honorare leisten konnten. Dass sich eine Privatperson an sie wandte, war sehr ungewöhnlich.

»Hat sie dir verraten, warum sie fünfundsechzig Jahre gewartet hat, bevor sie den Mund aufgemacht hat?«, erkundigte sich Grant.

»Sie hat auf eigene Faust nachgeforscht, sagt sie, allerdings unauffällig, denn es kursieren eine Menge Gerüchte darüber, was die Regierung mit den Leuten anstellt, die über den Absturz sprechen. Aber nun steckt sie fest und will wissen, ob wir ihr weiterhelfen können.«

»Und du in deiner Herzensgüte hast zugesagt?«

»Sie hat mich überredet. Natürlich habe ich nicht vor, die Sache offiziell zu übernehmen.«

»Würde sich vermutlich nicht besonders gut auf unserer Homepage machen.«

Tyler lachte.

»Stimmt. Wenn sie drei Monate warten könnte, habe ich zu ihr gesagt, wären wir wegen einer anderen Sache in ihrer Nähe und würden vorbeikommen. Also sind wir hier.«

»Sie ist nicht mehr ganz dicht.«

»Wahrscheinlich, aber am Telefon klang sie hellwach. Es wird darauf hinauslaufen, dass wir uns ansehen, was immer sie hat, besorgt die Stirn runzeln, eine Probe nehmen und ein paar Fotos machen. Irgendwann lassen wir sie wissen, dass sich die Herkunft ihrer Fundstücke nicht eindeutig feststellen lässt. Wir geben ihr keine klare Antwort, aber wir machen auch nicht ihre Hoffnung zunichte, dass es sich um etwas Au-

berirdisches handeln könnte. Danach können wir uns auf den Weg nach Queenstown machen.«

»Es soll dort ein besonders gutes Pizzalokal geben«, schwärmte Grant. »Beim Essen können wir uns überlegen, was wir in unserem Urlaub anstellen. Im Kofferraum liegen übrigens die Fallschirme.«

Tyler grinste ihn an. »Du gibst nicht auf, was? Ich habe es dir doch schon gesagt. Bungee Jumping, ja. Fallschirmspringen, nein! Beim Bungee ist man wenigstens angebunden.«

Die Straße wand sich an einer senkrecht abfallenden Felswand entlang, aber das hinderte Grant nicht daran, wie ein Wilder zu fahren. Tyler fragte sich, was nach dieser Horrorfahrt wohl noch von seiner Abenteuerlust übrig wäre.

Unterhalb der Tausend-Meter-Grenze verschwand der Schnee, und Grant trat noch fester aufs Gas. Sie holten so viel Zeit heraus, dass Tyler Fay per SMS benachrichtigte, sie würden zwanzig Minuten früher als verabredet bei ihr eintreffen.

Tyler lotste Grant durch Äcker und grünes Weideland. Von Zeit zu Zeit sahen sie ein pittoreskes Bed & Breakfast. Schließlich bogen sie in die Straße zu Fays Farm ein, und Grant seufzte, als die wieder über die Schneegrenze führte. Einige Minuten später sahen sie einen Wegweiser zur Remarkables Sheep Station, Fays Farm, benannt nach der gezackten Bergkette Remarkables, die den Wakatipu-See überragt. Im Schnee waren frische Reifenspuren zu erkennen.

»Vielleicht ist sie weggefahren«, sagte Grant hoffnungsvoll. »Ich bin nämlich am Verhungern.«

Tyler sah auf die Uhr. Noch zwanzig Minuten bis zu ihrer Verabredung.

»Weggefahren? Könnte sein, vielleicht hat sie deshalb nicht auf meine SMS geantwortet.«

Sie folgten den Spuren, bis sie ein stattliches weißes Holzhaus mit einer seitlich angebauten Garage erreicht hatten. Dahinter lag eine große rote Scheune. Abgesehen von einigen immergrünen Bäumen, unter denen das Haus stand, war die Umgebung kahl. Die Spuren im Schnee teilten sich. Das eine Paar führte zur Garage, das andere zu einem Toyota, der auf dem freien Gelände vor dem Haus stand. Grant parkte daneben. Tyler stieg aus und legte die Hand auf die Motorhaube des Toyotas. Ganz wie er erwartet hatte, war sie noch warm. Kein Rancher würde etwas anderes als einen Kombi fahren. Zwei Paar Fußabdrücke führten zur Tür. Fay musste Besuch haben. Arbeiter waren keine in Sicht, vermutlich waren sie irgendwo etwas weiter entfernt auf der großen Farm beschäftigt.

»Nicht übel«, sagte Grant.

»Der Laden scheint zu laufen. Sollen wir hineingehen und Hallo sagen?«

Grant nickte. Sie waren drei Meter von der Tür entfernt, als im Haus zwei Flintenschüsse fielen. Alte Soldaten, die sie waren, ließen sie sich in Sekundenschnelle in den Schnee fallen. Grant formte die Worte »Was zum Teufel?« mit den Lippen. Tyler wollte gerade vorschlagen, sich schnellstens in ihren Audi zurückzuziehen, als er eine Frau etwas rufen hörte. Ein drittes Mal knallte eine Schrotflinte, diesmal rechts neben dem Haus. Ein Mann kam um die Ecke geschlittert.

Bevor Tyler rufen konnte: »Nicht schießen!«, ballerte der Fremde los. Um sie herum spritzte der Schnee auf. Das reichte ihnen als Aufforderung, Deckung zu suchen. Grant stürzte auf das Haus zu und stieß wie ein angreifendes Rhinoceros die Tür auf. Tyler blieb ihm dicht auf den Fersen und knallte sie zu, sobald er die Schwelle überschritten hatte. In der Diele war es zappenduster, bis Tyler merkte, dass er noch seine Sonnenbrille trug. Als er sie abgenommen hatte, sah er die Scherben einer

zerschossenen Lampe auf dem Fußboden. Die Wand war mit Schrotlöchern übersät.

Von rechts hörte er das unverwechselbare Geräusch einer Flinte, die geladen wurde, und dann erblickte er eine Frau, die Fay Turia sein musste, aber keinen Tag älter als sechzig wirkte. Ihr weißes Haar, das bis knapp unter die Ohren reichte, die schlanke, sportliche Figur und die leuchtend grünen Augen ließen noch die überwältigende Schönheit ahnen, die sie vor fünfzig Jahren gewesen sein musste. Sie hielt die Schrotflinte, als wüsste sie bestens, wie man damit umgeht.

»Wer sind Sie?«, knurrte sie.

Dicht vor seiner Nase schien Tyler die Öffnung des Flintenlaufs so groß wie ein Kanaleinstieg. Rauchwölkchen quollen daraus hervor. Er hob die Hände.

»Ich bin Tyler Locke. Sie müssen Fay Turia sein. Ich glaube, Sie haben eine Verabredung mit mir und meinem Freund Grant Westfield.«

Langsam schien ihr aufzugehen, wen sie vor sich hatte. Ihr grimmiger Blick wich einem breiten Lächeln.

»Willkommen unter meinem Dach, Dr. Locke«, sagte sie fröhlich, als wäre sie im Begriff gewesen, ihm Tee und Gebäck anzubieten. »Würden es Ihnen etwas ausmachen, die Polizei zu rufen?«

2. KAPITEL

Nadja Bedowa starrte auf ihr Glas Wasser und wünschte sich, dass Wladimir Koltschew nicht aufkreuzen würde. Von ihrem Platz aus hatte sie einen großartigen Blick auf die Brücke des Hafens von Sydney und konnte die Touristengruppen beobachten, die sie hinaufkletterten. Ein Kreuzfahrtschiff, das auf

der anderen Seite des Circular Quay angelegt hatte, bildete den Hintergrund zu Fähren, Katamaranen und Jetbooten, die an den hellen Flügeln des berühmten Opernhauses vorbeifuhren.

Die Geheimagentin wirkte äußerlich ruhig, aber sie war innerlich sehr aufgewühlt. Vier Kollegen des russischen Auslandsgeheimdienstes waren ganz in ihrer Nähe an Schlüsselpositionen platziert. Zwei an dem belebten Fußweg zwischen dem Wasser und der Terrasse des Straßencafés, auf der sie saß, ein dritter an einem weiteren Tisch auf der Terrasse und ein vierter in einem nahe gelegenen Restaurant. Neben den vielen Touristen kamen auch gelegentlich Fahrrad- und Skateboardfahrer vorbei. Keiner entging der Aufmerksamkeit der Agenten, die Wladimir Koltschew fassen oder, falls nötig, töten wollten.

Er hatte Nadja gegen ihren Willen so weit getrieben. Wäre er einfach nur untergetaucht, hätte man ihn vielleicht in Ruhe gelassen. Aber seine jüngste Kontaktaufnahme mit ihr hatte allen klargemacht, dass sie ihn entweder schnappen oder sich seiner für immer entledigen musste.

In dem winzigen Mikro in ihrem Ohr war eine Stimme zu hören. Einer der Agenten auf dem Fußgängerweg.

»Ich sehe ihn. Hundert Meter hinter dir bewegt er sich in diese Richtung.«

Sie drehte sich nicht um. »Ist er allein?«

»Ja.«

Sie hatten schon alle Leute in der näheren Umgebung kontrolliert, aber niemand wirkte verdächtig oder platziert, um Wladimir Koltschew zu helfen. Er schien tatsächlich allein zu sein, wie er es am Morgen telefonisch angekündigt hatte.

Sie fühlte seine Hand auf ihrer Schulter und zuckte nicht zusammen, sondern sah hoch. Er lächelte sie an. Er wirkte so fit wie immer – breite Schultern, schmale Hüften, stahlgraues

Haar –, und plötzlich überfielen sie Erinnerungen aus ihrer gemeinsamen Zeit. Er beugte sich zu ihr und küsste sie leicht auf die Wange. Dann umrundete er das Geländer, mit dem das Straßencafé vom Fußweg abgetrennt war, setzte sich ihr gegenüber in den Schatten, nahm seine Sonnenbrille ab und betrachtete sie mit dem bohrenden Blick, an den sie sich so lebhaft erinnerte.

»Gut siehst du aus, Nadja«, begrüßte er sie mit weicher Bassstimme. Sie ließ sich nicht lumpen und antwortete ebenfalls auf Russisch: »Du fehlst mir, Wladimir. Warum kommst du nicht nach Hause?«

»Du weißt doch, dass es nicht geht. Zumindest noch nicht.«

»Dann wann?«

»Ich muss erst noch etwas erledigen.«

»Brauchst du das dafür?«

Sie reichte ihm eine Tasche, die sie unter den Tisch gestellt hatte. Er öffnete den Reißverschluss, überzeugte sich, dass der Inhalt komplett war, und schloss sie wieder.

»Danke, Nadja. Ich weiß, dass es nicht leicht gewesen sein kann, das zu beschaffen.«

Er zog einen Umschlag aus dem Jackett und schob ihn über den Tisch.

»Das kann ich nicht annehmen.«

»Du hast es verdient. Für alles, was du getan hast.«

Sie schenkte dem prallen Umschlag keine Beachtung, sondern beugte sich zu ihm und nahm seine Hände.

»Du musst mir sagen, was du vorhast. Ich will dir helfen.«

Sie wusste, dass die vier anderen Geheimdienstler und auch ihre Vorgesetzten in Moskau jedem ihrer Worte lauschten. Bis jetzt hatten sie nichts in Händen als eine einzige abgefangene, verschlüsselte Botschaft, die von einem der Leute um Wladimir stammte und in der von »Wisconsin Ave« die Rede war

sowie von einem Ereignis, das am 25. Juli stattfinden sollte, also in weniger als einer Woche. Innerhalb des russischen Nachrichtendienstes war man überzeugt, dass Wladimir eine nicht autorisierte Operation plante und dafür ehemalige, nun auf eigene Rechnung tätige Agenten der SWR einsetzte, und dass das Ziel irgendwo in den USA lag.

»Ich wünschte mir, du könntest mitkommen«, sagte er, »aber das Risiko ist zu groß.«

»Als ich bei der SWR anfang, waren mir die Risiken bekannt.«

»Ich meinte, das Risiko für meine Mission.«

»Traust du mir nicht?«

Wladimir drehte sich um und verfolgte eine Fähre in der Bucht mit dem Blick.

»Was ich vorhabe, setzt eine besondere Überzeugung voraus. Ehrlich, ich glaube nicht, dass du die Nerven hättest, die Sache durchzustehen.«

»Warum nicht?«

»Es ist besser für dich, wenn du es nicht weißt.«

Sie ließ seine Hände los und lehnte sich zurück.

»Weißt du, dass ich mit dem Chef gesprochen habe?«

Sein Kopf fuhr herum.

»Warum?«

»Von unserem Treffen habe ich nichts gesagt. Ich habe mich nach seinen Plänen erkundigt, für den Fall, dass du nach Hause kommst.«

»Ein Alibi-Prozess und eine schnelle Hinrichtung, vermutlich.«

»Nein, er sagte, er weiß, dass es nicht deine Schuld war. Er weiß auch, dass du eine andere Operation laufen hast. Er will wissen, ob er dir in irgendeiner Weise helfen kann.«

Schweigend musterte Wladimir sie. Sie war eine Meisterin

im Lügen – was sie gerade wieder einmal unter Beweis stellte. Sie wollte wissen, was er vorhatte. Ihr Chef hoffte, dass Wladimir sie in sein Team aufnehmen oder ihr wenigstens einen Hinweis geben würde. Wenn nicht, sollten die vier Agenten ihn kassieren, sobald er das Café mit der Tasche verließ. Es gab nichts Schlimmeres für sie, als den Mann, den sie einst geliebt hatte, ans Messer zu liefern, so wie er es sich in ihrer Gegenwart einmal ausgemalt hatte.

Wladimir hatte den Spionagering aufgebaut, der 2010 in den USA aufgefliegen war und zu dem Anna Chapman und neun weitere Spione gehörten. Die Russen hatten sie gegen vier ihrer eigenen Leute eingetauscht, die Maulwürfe der Amerikaner gewesen waren. Glücklicherweise über den Handel war weder die eine noch die andere Seite gewesen, aber die SWR konnte es nicht zulassen, dass ihre Agenten noch mehr verrieten. Es musste ein Sündenbock für das Debakel gefunden werden, und es hatte auf der Hand gelegen, diese Rolle Leutnant Alexander Potejew zuzuschreiben, jenem Agenten der SWR, der den Amerikanern die wahre Identität der Spione für dreißigtausend Dollar verraten hatte. Intern lag der Fehler jedoch bei Wladimir Koltschew, dem Mann, der die Operation geplant hatte. Man war sich nicht im Klaren darüber, ob es Inkompetenz war oder ob er mit den Amerikanern unter einer Decke steckte. In beiden Fällen musste man eine dauerhafte Lösung für ihn finden.

»Potejew«, kam es schließlich von Wladimir, »wurde bereits in Abwesenheit wegen Verrats verurteilt. Er ist in Russland eine Unperson. Wenn die CIA ihn nicht schützte, wäre er schon längst tot.«

»Warum hast du dich nicht in Schutzhaft begeben?«

Er bewegte die Kinnlade, als würde er kauen, dann sagte er leise: »Weil ich kein Verräter bin. Ich habe mein Land nicht

verkauft. Ich hasse Amerika für alles, was es Russland angetan hat. Ich bin Patriot.«

»Dann beweise es. Komm zurück und sage die Wahrheit.«

»An der Wahrheit ist niemand interessiert. Sie wollen einen Schauprozess, um das Gesicht zu wahren. Meine Aussage wird nichts bringen.«

»Was willst du dann tun?«

»Ich kann auf etwas in den USA zurückgreifen, worüber ich bisher kein Wort verloren habe, weil ich ahnte, dass Potejew heimtückisch ist. Jetzt nutze ich die Gunst der Stunde und handele auf eigene Faust. Ich werde meine Treue zu Russland und zur SWR unter Beweis stellen. Und danach wird man meine Leute und mich als Helden in unserem Vaterland willkommen heißen.«

»Was kannst du denn tun, was wir nicht könnten?«

»Etwas, wozu man den ganz festen Willen haben muss. Alles, was ich tue, kann zur nichtautorisierten Operation erklärt werden, da ich eine Unperson bin. Ich habe mich nicht darum gerissen, es zu werden, aber wenn ich es nun schon einmal bin, mache ich das Beste daraus und tue etwas, das Russland nie tun könnte, ohne mit Vergeltung rechnen zu müssen. Wenn die Ergebnisse erst einmal auf dem Tisch liegen, wird man alles tun, um mich zu belohnen.«

»Ich verstehe dich nicht.«

Ihr Blick verweilte auf der Tasche mit dem Gegenstand, um den er sie gebeten hatte.

»Wie kann Ikarus diese Operation möglich machen?«

Er neigte den Kopf zur Seite, als würde er mit einem Entschluss ringen.

»Bist du dir ganz sicher, dass du mitmachen willst?«

Es war so weit. Jetzt musste sie ihn aushorchen.

»Planst du einen Angriff?«

Lächelnd erwiderte er: »Ich plane einen Schlag, der den Lauf der Geschichte und Russlands Stellung in der Welt verändern wird. Ich ha...«

Sein Telefon summte. Er stand auf und hob die Tasche auf. Das war das Ende. Sobald er das Café verließ, würden die Agenten ihn sich greifen.

Doch anstatt zu gehen, stellte er die Tasche auf seinen Stuhl und hielt kurz einen Finger hoch.

»Entschuldige bitte, ich beantworte nur rasch den Anruf. Dann erzähle ich dir von meinen Plänen.«

Er trat hinter eine Säule an der Seite, außer Hörweite.

»Kannst du etwas hören?«, fragte sie, ohne die Lippen zu bewegen.

»Nichts«, erwiderte ein Agent.

»Behalte ihn im Auge«, sagte ein anderer.

»Ohne die Tasche geht er nicht«, entgegnete sie. »Er braucht sie aus irgendeinem Grund, und gleich verrät er mir, wozu.«

Sie spürte einen Luftzug. Ein Radfahrer schnappte sich die Tasche geschickt von dem Stuhl, auf dem Wladimir gesessen hatte. Er warf sie sich über die Schulter und fuhr wild in die Pedale tretend davon. Die Fußgänger sprangen schreiend beiseite. Der Dieb, der mit Shorts und einem T-Shirt bekleidet war, musste die Tasche für das Gepäck Nadjas gehalten haben, das sie sorglos auf den ihr gegenüberstehenden Stuhl abgestellt hatte. Er würde eine böse Überraschung erleben, wenn er sah, dass sie weder Geld noch Schmuck noch Elektronik enthielt. Bevor sie um Hilfe rufen konnte, hörte sie in ihrem Ohr:

»Aufhalten!«

»Er ist zu schnell!«

»Weg abschneiden!«

Der Agent im Café versuchte, über das Gelände zu sprin-

gen, um den Radfahrer zu stoppen, aber wie seine Kollegen auf dem Fußweg und der, der gerade aus dem Restaurant preschte, kam er zu spät.

Nadja wusste, Wladimir würde ebenso viel wie ihr daran liegen, die Tasche wiederzubekommen, aber als sie sich umdrehte, sah sie ihn nicht. Das Heulen einer Sirene übertönte den allgemeinen Lärm.

»Was ist mit ihm?«

»Vor einem Moment war er noch hier!«, sagte sie gepresst. »Ich habe eine Sekunde die Augen abgewandt, da war er weg.«

Sie griff nach dem Umschlag auf dem Tisch, sprang auf und rannte durch das Café. Eine Tür zur Feuerleiter des benachbarten Wohnblocks fiel klickend ins Schloss. Der dadurch ausgelöste Alarm schrillte weiter. Es war eine Metalltür ohne Außengriff, jemand musste sie von innen für den Russen geöffnet haben.

Erst in diesem Moment fiel es ihr wie Schuppen von den Augen: Das Ganze war ein abgekartetes Spiel! Den Treffpunkt hatte Wladimir ausgesucht, er hatte bestimmt den Kellner geschmiert, damit er sie zu dem Platz brachte, auf den sie sich dann gesetzt hatte. Mit dem Radfahrer hatte er sie abgelenkt, um sich in den Wohnblock absetzen zu können.

Sie rannte hinter den anderen her, legte einen Sprint ein und umrundete das Gebäude kurze Zeit nach ihnen. Neben dem Radfahrer hielt gerade mit kreischenden Bremsen ein Lieferwagen. Der Mann warf sein Fahrrad weg, sprang auf, und das Auto gab Gas. Nur wenige Sekunden später stoppte es wieder. Nadja, die weitergerannt war, konnte gerade noch sehen, wie Wladimir einstieg. Er winkte ihr zu, bildete das Wort »spasibo« mit den Lippen, und die Tür schloss sich hinter ihm. Das Fahrzeug beschleunigte und raste um die Ecke.

»Hast du das Nummernschild gesehen?«, fragte ihr Kollege.

»Lohnt nicht«, erwiderte sie. »Es ist sowieso gestohlen.«

Ihr eigenes Fahrzeug kam eine Minute später, aber die Spur war bereits kalt. Wladimir standen sechs Richtungen zur Auswahl. Sie befühlte den Umschlag in ihrer Tasche, zog ihn heraus, öffnete ihn und fand einen Packen australischer Hundert-Dollar-Noten, die in ein Stück Papier gewickelt waren. Sie entfaltete es und sah Wladimirs Schrift.

*Ich mache dir keinen Vorwurf, Nadja, auch du bist Patriotin.
Aber komm mir nicht noch einmal in die Quere.*

3. KAPITEL

Tyler war überrascht, dass die Männer nicht in ihr Auto sprangen und flüchteten. Er hatte sich mit Grant und Fay ins obere Stockwerk zurückgezogen, um dort auf Hilfe zu warten. Nur einmal hatte Fay sie kurz allein gelassen, um gebückt ins Wohnzimmer zu schleichen und die Segeltuchtasche zu holen, die nun neben ihr stand.

»Haben Sie schon einmal eine Remington-Repetierflinte abgefeuert?«, wandte sich Fay an Grant. Die Waffe, die in Fays Händen wie eine Haubitze ausgesehen hatte, wirkte in Grants Pranken wie ein Erbsenblasrohr.

»Ein paar davon sind mir schon untergekommen«, erwiderte Grant.

»Er war bei den Army Rangers«, erläuterte Tyler. »Er kann auch mit einem Granatwerfer umgehen, wenn Sie einen haben.«

»Deren Besitz erlaubt uns die neuseeländische Regierung leider nicht«, kam es von Fay. Tyler wusste nicht, ob sie die

Kritik an ihrer Wahlheimat, die ihr keine Granaten zugestand, wirklich ernst meinte, bis sie ihm zublinzelte.

»Sie haben vermutlich keine weitere Munition mehr?«, erkundigte sich Grant. »Im Magazin sind nur noch vier Schuss.«

»Leider nein. Die Flinte gehörte meinem Mann, möge er in Frieden ruhen, ich habe seit Jahren nicht mehr damit geschossen.«

Fays Gelassenheit war nicht gespielt gewesen. Tyler hatte erwartet, sie würde umkippen, als sie hörte, dass die Polizei unterwegs war. Stattdessen erzählte sie genau, was geschehen war, bevor Tyler und Grant zur Tür hereinplatzten. Allerdings hatte sie vorher Grant ihre Waffe gereicht.

Sie hatte vierzehn Tage in den USA verbracht und war erst heute Morgen nach Neuseeland zurückgekehrt, gerade rechtzeitig für ihre Verabredung mit Tyler. Es hatte an die Tür geklopft, als sie noch keine fünf Minuten im Haus gewesen war. Da man in Neuseeland normalerweise nicht auf der Hut sein muss, hatte sie den beiden Männern aufgemacht, die behaupteten, von Tyler Locke geschickt zu sein, weil er selbst leider nicht kommen könnte. Sie schienen über alles auf dem Laufenden zu sein. Der schlanke Blonde, der auf Tyler und Grant geschossen hatte, hatte sich als ein Mr Foreman vorgestellt, der andere, ein Hüne mit einem schwarzen Spitzbart, behauptete, Blaine zu heißen. Sie wollten wissen, ob Fay jemals einen opalisierenden, metallischen Stein zu Gesicht bekommen hätte, und sie hatte erwidert, sie wüsste nicht, wovon sie sprachen. Mit einem unguuten Gefühl war sie in die Küche gegangen, um eine Kanne Tee zu kochen. Da sah sie Tylers SMS Sie rief den beiden aus der Küche zu, wo denn Tyler steckte, und sie behaupteten, er habe es nicht geschafft, die USA zu verlassen. Statt mit einem Tablett Earl Grey und Teegebäck betrat sie das Wohnzimmer mit der Flinte in der Hand. Ihre Besucher

hoben die Hände und machten Anstalten, Leine zu ziehen, da zog der eine seine Pistole, und die Schießerei begann.

»Die beiden werden es sich das nächste Mal überlegen, eine alte Frau zu unterschätzen«, beendete sie ihren Bericht.

Fay passte wirklich nicht zu dem Bild, das man sich gemeinhin von einer Rentnerin machte. Tyler vermutete, dass sie auf der Schafstation mit anpackte und sich dadurch fit hielt. Sie hatte Schwielen an den Händen und Falten im Gesicht von der Sonne, aber der Pullover, den sie trug, ließ keinen Zweifel daran, dass sie noch Muskeln auf den Knochen hatte und das Gewehr mit Leichtigkeit hielt. Sie war das Gegenteil einer tatterigen Oma.

»Ich würde mich nicht mit Ihnen anlegen«, erklärte Tyler.
»Und für jemanden, der die ganze Nacht in einem Flugzeug verbracht hat, scheinen Sie ganz schön fit zu sein.«

»Versuchen Sie es mal mit Zolpidem. Das wirkt Wunder. Vierzehn Stunden von Los Angeles über Auckland und keine Spur von Jetlag. Merken Sie es sich für Ihre nächste Flugreise.«

»Sofern er nicht im Cockpit sitzt«, entfuhr es Grant.

»Ach, Sie können fliegen?«

Auf Tylers Nicken hin klopfte sie ihm auf den Arm, dann drückte sie ihn und befühlte seinen Bizeps.

»Sie sind ein Schnäppchen, was? Helles Köpfchen, gut aussehend und dazu noch ein Multitalent. Wenn ich vierzig Jahre jünger wäre, würde ich Sie für mich reservieren.«

Tyler wusste nicht recht, was sie damit sagen wollte, aber er fühlte, wie er rot wurde. Grant schüttelte leise lachend den Kopf.

»Vielleicht wäre es keine schlechte Idee, wenn wir uns wieder auf die beiden Männer mit ihren Kanonen konzentrieren«, lenkte Tyler ab. Sie waren nicht mit dem Auto weggefahren, konnten also nicht weit sein.

»Wie lange dauert es, bis die Polizei hier ist?«

»Noch so um die zehn Minuten.«

»Sie werden abhauen, sobald sie die Sirenen hören. Ein frontaler Angriff wäre selbstmörderisch.«

»Ihr Verhalten kommt mir überhaupt riskant vor, warum machen sie sich nicht vom Acker?«, wunderte sich Grant.

»Wissen Sie, warum die Kerle hinter Ihren Sachen her sind?«, fragte Tyler.

Fay schüttelte den Kopf und hielt ihre Umhängetasche fest.

»Ich weiß es nicht. Sie können unmöglich wissen, was ich besitze. Was hier drin ist, hat nur meine Enkelin gesehen.«

»Könnte Sie jemandem davon erzählt haben?«

»Nein.«

»Ich weiß, warum die nicht verschwinden«, sagte Grant schnuppernd. »Riecht mal.«

Dunkle Rauchschwaden wallten das Treppenhaus hinauf, dann war ein unheilvolles Knistern von der Rückseite des Hauses her zu hören.

»Ich rufe noch einmal an und verlange die Feuerwehr«, sagte Grant, reichte Tyler die Flinte und zog sein Handy heraus.

»Und ich hole etwas, das wir uns vor Mund und Nase halten können.« Er verschwand in Richtung Badezimmer.

Zum ersten Mal verlor Fay die Fassung. Sie schäumte vor Wut.

»Diese Scheißkerle wollen mein Haus abfackeln! Ich hätte sie abknallen sollen, solange es noch möglich war!«

Tyler ging geduckt zum rückwärtigen Fenster und spähte kurz hinaus. Der Hintereingang brannte lichterloh.

»Hatten Sie da draußen Brandbeschleuniger?«

Fay dachte einen Augenblick nach, dann nickte sie bestätigend. »Einen Kanister flüssigen Schnellanzünder fürs Grillen.«

»Den haben die Kerle benützt. Das Zedernholz wird schnell in Flammen stehen.«

»Falls sie wegen der Sachen kamen, die ich noch von Roswell habe – warum wollen sie sie jetzt verbrennen?«

Tyler zuckte mit den Schultern. Er war nicht weniger verwirrt als Fay. Die Diele füllte sich mit Rauchschwaden. Sie gingen in die Hocke. Tyler kroch zum vorderen Fenster und spähte hinaus. Der Mann, der sich Blaine genannt hatte, kam gerade hinter dem Haus hervor und blieb bei dem Toyota stehen. Aus dieser Entfernung war Fays Flinte von großem Nachteil, sie war nur mit Vogelschrot geladen. Wie sollten sie ihren Audi erreichen, um sich in Sicherheit zu bringen?

Als Nächstes sah Tyler, wie der Hüne mit dem Spitzbart einen Glasbehälter warf, in dem ein brennender Lappen steckte. Sofort brannte auch die Fassade lichterloh. Nun saßen sie in der Falle. Wenn sie auf die Polizei warteten, würde der Rauch sie vorher schachmatt setzen, sprangen sie aber aus dem Fenster, gäben sie prächtige Zielscheiben ab. Grant kam mit nassen Handtüchern zurück, die sie sich vor Mund und Nase pressten.

»Die Feuerwehr ist unterwegs, aber es dauert noch eine Weile, bis sie hier ist. Mein Vorschlag wäre, wir verlassen das Lokal.«

Tyler fielen die Reifenspuren bis in die Garage ein. »Haben Sie ein Auto?«

»Einen Landrover. Von der Küche führt eine Tür direkt in die Garage.«

Darauf hatte Tyler spekuliert. »Wir müssen einen Ausbruch wagen. Schnell, bevor uns die Puste ausgeht.«

Sie rannten die Treppe hinunter. Fay ergriff Tylers Hand. »In diese Richtung.«

Sie durchquerten die Küche und versuchten, den fliegenden Scherben der platzenden Fensterscheiben auszuweichen.

Als sie die dunkle Garage betraten, drückte Fay Tyler einen Schlüsselbund in die Hand.

»Sie reagieren wahrscheinlich schneller als ich.«

Tyler gab Grant die Flinte. »Probier dein Glück, wenn wir an ihnen vorbeifahren.«

Sie stiegen in den Geländewagen, Tyler setzte sich hinters Steuer, Fay neben ihn und Grant nach hinten.

»Fertig?« Tyler hatte den Schlüssel schon im Zündschloss.

Grant drückte auf den Fensterknopf. »Fertig.«

Fay schloss ihren Gurt und nickte.

»Dann los. Duckt euch!«

Er startete den Motor und schob den Schalthebel auf Drive. Das Garagentor öffnete er erst gar nicht. Der Landrover bohrte sich in die Alutür und riss sie aus den Halterungen. Flammen sprangen an dem Fahrzeug hoch, als sie mitsamt Garagentor auf der Motorhaube herausgerast kamen. Ein kurzer Ruck mit dem Lenkrad, und es fiel zu Boden. Die Schützen hockten hinter dem Toyota, bereit, sich auf ihre Beute zu stürzen, wenn sie in Panik aus dem Haus gerannt käme. Sie brauchten nur einen Moment, um sich auf die neue Situation einzustellen, aber die wenigen Sekunden reichten Grant, um ihnen Deckung zu geben. Zwei schnelle Schüsse zersplitterten die rückwärtige Scheibe des Toyota und durchlöcherten seine Seite.

Im Rückspiegel sah Tyler, dass einer der Männer von Schrotkugeln getroffen worden war. Er fluchte laut und erwiderte das Feuer. Kugeln bohrten sich in das Heck ihres Autos. In dem hohen Schnee würde der Toyota mit seinem Zweiradantrieb keine Chance gegen ihren Geländewagen haben, deshalb versuchte Tyler, in Führung zu kommen und der Polizei entgegenzufahren, die angeblich auf dem Weg in die Berge war. Der Plan klang wunderbar, doch dann war nach einem Schuss von hinten ein dumpfer Schlag zu hören. Eine Kugel hatte

den rechten Hinterreifen getroffen. Tyler bemühte sich, das ins Schleudern geratene Fahrzeug unter Kontrolle zu halten. Nun galt es, nicht nur ihren schießfreudigen Verfolgern zu entgehen, sondern auch auf der verschneiten Hangstraße zu bleiben und nicht in den Fluss zu stürzen, der tief unten im Tal floss.

4. KAPITEL

Special Agent Morgan Bell war stinksauer. Projektleiter Charles Kessler versuchte, ihr Steine in den Weg zu legen.

»Dr. Kessler, wir sind autorisiert, hier zu sein«, sagte sie und wies dabei auf ihren Dienstaussweis, aus dem hervorging, dass sie Sonderagentin des Büros der Air Force für Sonderuntersuchungen war. Der Wissenschaftler machte sich einen Spaß daraus, das Dokument gründlich zu studieren.

»Von diesem Büro der Air Force habe ich noch nie etwas gehört.«

»Das tut nichts zur Sache. Ich weiß, dass unser Büro Kontakt mit Ihnen aufgenommen hat und Sie angewiesen wurden, uns voll und ganz zu unterstützen. Wir müssen mit Ihnen reden. Und zwar sofort.«

Mit »wir« meinte sie sich selbst und ihren Kollegen Vince Cameron, der neben ihr stand und ein Dutzend Labortechniker dabei beobachtete, wie sie mit größter Vorsicht Apparaturen in Kisten verpackten. Ihre Stimmen hallten von der hohen Decke des Wright-Patterson-Labors wider. Auf dem Stützpunkt der Air Force in Dayton, Ohio, war Morgan schon oft gewesen, in diesem Gebäude jedoch noch nicht.

»Ich stecke bis über beide Ohren in Arbeit«, wollte der Projektleiter sie erneut abwimmeln. Sein Blick schweifte durch

das Labor, bis er an einem mageren Mann mit Brille hängenblieb, der einen weißen Kittel trug. Er mühte sich ab, eine Kiste auf eine Karre zu schieben.

»Collins! Achten Sie darauf, dass der OC-5-Analysator mit in diese Kiste gepackt wird.«

Der Mann sah auf und nickte beflissen.

»Mach ich, Sir!«

Dr. Kessler deutete auf einen Laborassistenten mit langen, fettigen Locken und dicht behaarten Unterarmen.

»Josephson. Packen Sie mit an!«

»Ich soll die Kalibrierungsgeräte einpacken, Dr. Kessler«, antwortete er mürrisch.

»Wenn Sie das gestern schon erledigt hätten, hätte ich vielleicht Collins als Begleiter auf den Flug mitgeschickt und nicht Sie. Nun aber dalli!«

Josephson zuckte mit den Schultern und schlenderte hinüber zu Collins. Dr. Kessler wandte sich wieder der Agentin zu.

»In drei Stunden startet die Maschine, und wie Sie sehen, sind wir bereits im Verzug.«

»Alles eine Frage der guten Planung«, erwiderte sie trocken.

»Was nehmen Sie sich heraus?«, fuhr der Wissenschaftler sie an.

»Dr. Kessler«, meldete sich Vince zu Wort, »es tut uns leid, Sie ausgerechnet jetzt belästigen zu müssen. Wir wollen Sie nur kurz unter vier Augen sprechen. Ich versichere Ihnen, es wird nur wenige Minuten dauern.«

Wütend lenkte Dr. Kessler ein.

»Wenn es sein muss. Mein Büro ist dort drüben.«

Er stakste davon. Vince grinste Morgan an, als sie ihm folgten.

»Hast du schon mal das Sprichwort ›Mit Speck fängt man Mäuse‹ gehört?«

Morgan lächelte nicht zurück. »Hab ich.«

»Aber du glaubst nicht, dass diese Taktik gelegentlich nützlich ist?«

»Ich greife darauf zurück, wenn es sein muss.«

»Muss es jemals sein?«

»Nein.«

»Siehst du? Das ist dein wunder Punkt.«

»Dafür habe ich dich.«

»Ich wusste doch, dass ich wenigstens zu etwas gut bin.«

Im Büro des Projektleiters angekommen schlossen sie die Tür hinter sich. Verschnupft setzte sich Dr. Kessler hinter seinen Schreibtisch.

»Was macht Ihr Büro eigentlich?«

»Haben Sie schon einmal die Sendung Navy CIS gesehen? Sie wissen schon, Naval Criminal Investigative Service? Was der für die Marine tut, machen wir für die Air Force«, erklärte Vince.

»Ich sehe nicht fern.«

»Wir sind die wichtigste Strafverfolgungsbehörde der Air Force«, ergänzte Morgan. »Wir sollen kriminelle, terroristische und nachrichtendienstliche Bedrohungen der Air Force, des Verteidigungsministeriums und der Regierung erkennen und beseitigen.«

»Dann freut es mich, Ihnen mitteilen zu können, dass wir auf Ihrer Seite stehen.«

»Sind Sie da ganz sicher? Wir haben Hinweise darauf, dass es bei Ihrem Projekt Lightfall eine undichte Stelle gibt.«

Plötzlich saß Dr. Kessler kerzengerade auf seinem Bürostuhl.

»Wie soll ich das verstehen?«

»Gebrauchen Ihre Leute jemals die Bezeichnung Killswitch?«

»Woher zum Teufel kennen Sie denn diesen Namen?«

»Es ist der Spitzname für die Waffe, die Sie entwickeln, oder täusche ich mich?«

Der Projektleiter pochte heftig mit dem Zeigefinger auf seinen Schreibtisch, um das, was er sagte, zu betonen.

»Lightfall ist ein inoffizielles Programm mit Sonderzugriff. Zu den geheimen Informationen haben selbst berechnigte Personen nur dann Zugang, wenn es unbedingt sein muss. Sogar die meisten Kongressmitglieder haben keine Ahnung von Lightfall.«

»Hier sind keine Senatoren, in diesem Punkt dürfte alles in Ordnung sein«, spottete Morgan.

»Dr. Kessler«, kam es nun von Vince, »Agentin Bell und ich haben uneingeschränkten Zugang zu allen Geheimsachen, mit Sicherheit hat man Sie darüber in Kenntnis gesetzt. Und wir brauchen dringend bestimmte Daten. Falls jemand versucht, Informationen über Lightfall zu stehlen, ist es unsere Aufgabe, diesen Menschen oder diese Menschen zu entlarven und vor den Richter zu bringen, bevor es zu einer weiteren Verletzung der nationalen Sicherheit kommt.«

Glücklich sah der Projektleiter nicht aus, aber er nickte.

»In Ordnung. Ja. Irgendwann kam der Name Killswitch auf, und sehr zu meinem Leidwesen blieb er haften.«

»Die National Security Agency hat eine Botschaft abgefangen, die in einem öffentlichen Internetforum versteckt war, das Videospiele gewidmet ist.« Vince blickte in sein Notizbuch. »Sie lautete: ›Tipps für Kill Switch? Hänge auf Level sieben fest. Am ersten Tag bin ich einundzwanzig Mal gestorben, fünfundzwanzig Mal am nächsten. Brauche Hilfe.‹ Der Nutzername war PG0915. Es kam nur eine Antwort, von einem Mann namens George Hickson. Sie lautete: ›Hast du es schon einmal mit dem Black Box Cheat versucht?‹«

Dr. Kessler runzelte die Stirn. »Tipps und Cheat Codes? Ist Kill Switch denn ein Videospiel?«

»Ja. Es kam vor neun Jahren auf den Markt.«

»Also kann da jemand nicht spielen. Wo liegt das Problem?«

»Weil sich Teile der Botschaft in einen Zusammenhang mit dem Lightfall-Programm bringen lassen, glauben wir, es könnte sich um eine codierte Nachricht handeln. Wann soll die Waffe in Australien eintreffen?«

»In zwei Tagen. Der Test ist auf zehn Tage später angesetzt.« Er zog die Augenbrauen zusammen. »Worauf wollen Sie hinaus?«

»Das Ankunftsdatum ist also der 21. Juli. Sieben einundzwanzig.«

»Meinen Sie das ernst?«, lachte er. »Das kann nur ein Zufall sein.«

»Was passiert am 25.?«

Er zuckte mit den Schultern. »Wir bereiten den Test vor.«

»Und was ist mit dem Benutzernamen?«, fragte Morgan. »PG0915. Sie benutzen die Anlage in Pine Gap für die Testvorbereitungen. PG könnte Pine Gap heißen.«

»Noch ein Zufall.«

»Und was ist, wenn 0915 eine Zeitangabe ist?«

»Nun halten Sie aber den Ball flach. Haben Sie die Person gefunden? Wahrscheinlich handelt es sich um einen pickeligen Teenager in der Kellerwohnung des Hauses seiner Mutter.«

»Wir haben tatsächlich versucht, den Benutzer zu finden«, gestand Vince, »aber wer immer dahintersteckt, hat bei der Registrierung einen Anonymisierer verwendet. George Hickson hat uns auch nicht weitergebracht.«

»Und was soll ich jetzt tun?«

»Es ist möglich, dass unsere Gegner aus irgendeinem Grund einen dieser Termine anpeilen. Vielleicht, um Fotos zu machen

oder Informationen aus Pine Gap zu schmuggeln«, erklärte Morgan. »Es kann sogar sein, dass sie es auf die Zerstörung der Waffe abgesehen haben. Wir empfehlen Ihnen deshalb, den Test zu verschieben.«

Die Miene des Projektleiters verfinsterte sich.

»Wissen Sie, wie viel Geld wir in die Vorbereitung gesteckt haben?«

»Das ist Nebensache.«

»Über eine Milliarde Dollar und siebzigtausend Arbeitsstunden.«

»Die ganze Zeit und das ganze Geld sind zum Teufel, wenn jemand Informationen über die Waffe stiehlt oder sie irgendwie unbrauchbar macht.«

»Ich kann das nicht glauben.«

Es klopfte an die Tür.

»Ja?«, rief der Projektleiter.

Der Labortechniker Collins steckte den Kopf herein.

»Sir, es gibt ein Problem mit dem Messgerät für die magnetische Flussdichte.«

»Was stimmt denn ... Egal. Ich komme gleich.«

»Ja, Sir.« Collins schloss die Tür.

»Warum wird der Test eigentlich in Australien durchgeführt?«, fragte Morgan.

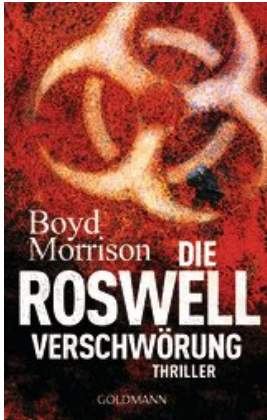
Dr. Kessler seufzte. »Wir müssen das Versuchsgelände Woomera benutzen.«

»Es gibt Versuchsgelände in den USA.«

»Woomera ist das weltweit größte zum Testen von Waffen. Es ist größer als England und ermöglicht die Beurteilung von Raketen und Sprengstoffen weitab von neugierigen Augen. Kein Gelände in den USA ist so abgeschieden.«

»Wer hat das Testgelände ausgewählt?«

»Die Australier. Lightfall ist ein Gemeinschaftsprojekt.«



Boyd Morrison

Die Roswell Verschwörung

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-47943-6

Goldmann

Erscheinungstermin: September 2013

Roswell: Schauplatz der größten Verschwörung der amerikanischen Geschichte. Und Ausgangspunkt einer tödlichen Jagd nach der Wahrheit.

Roswell 1947: Seit dem vermeintlichen UFO-Absturz ranken sich zahllose Legenden und Verschwörungstheorien um die kleine Stadt in New Mexiko. Fay Turia hat das Flugobjekt als kleines Mädchen gesehen – und nicht nur das, sie konnte auch eines der Wrackteile an sich nehmen. Dieses mysteriöse Artefakt droht ihr 60 Jahre später zum Verhängnis zu werden, denn eine russische Söldnertruppe hat die brisante Spur aufgenommen. In letzter Sekunde gelingt es Tyler Locke die alte Dame in Sicherheit zu bringen, doch dies ist erst der Anfang einer rasanten Verfolgungsjagd um Leben und Tod ...